



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Der Fall Jacobsohn**

**Jacobsohn, Siegfried**

**Charlottenburg, 1913**

|

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71777)

Anno 1904, am zwölften November, eines Sonnabends gegen sechs Uhr, kaufte ich, um zu erfahren, welche Premieren die nächste Woche brächte, in der Hauptexpedition des Berliner Tageblatts eine Abendnummer. Unter einer Laterne der Jerusalemer Straße suchte ich den Theaterspielplan. Da sah ich auf der zweiten Seite des Hauptblatts, an der ersten Stelle des Feuilletons, meinen Namen. Hallo! Ich überflog. „Ein psychologisches Rätsel“. Siegfried Jacobsohn, Welt am Montag, „merkwürdiger Beitrag zur Entstehung einer Kritik“. Links alte Sätze über die Sandrock; rechts diese Sätze von mir auf Bassermanns Traumulus und auf die Magda der Duse übertragen. Drei Fälle: das erste Mal sieben, das zweite Mal zehn, das dritte Mal drei Zeilen. „Wir glauben, es ist unnötig, diesen Zitaten noch ein Wort der Erklärung hinzuzufügen.“ Jetzt las ich genau. Passanten stießen mich an; ich aber rührte mich nicht und verglich Wort mit Wort. Es war verblüffend und schlimmer als das. Wie es dastand, mußte mich jeder für einen Dieb halten. Jeder zum mindesten, der nicht begründete Ursache hatte, die Bedürfnisfrage zu verneinen. Ich hatte mir so viel allein gemacht — ich konnte mir auch das am Ende selber machen. Aber wie es dastand, schien es wirklich der Raub eines Armen, der reicher scheinen wollte. Ich mußte lachen. Ich! ? In fünf Sätzen war das „psychologische Rätsel“ zu lösen. Kein Grund, auf d'Andrades Barbier zu verzichten. Ich fuhr ins Theater des Westens.

Dort traf ich einen Musikkritiker, der mir erzählte, daß mein ‚Fall‘ seit vierzehn Tagen in den literarischen Kreisen Berlins besprochen werde. Meine Freunde seien durch Ehrenwort verpflichtet worden, mich nicht zu warnen. Man habe es auf eine Überrumpelung abgesehen. Deshalb sei die Veröffentlichung am Samstag Abend erfolgt: ich sollte möglichst wenig Zeit für meine Erwiderung haben. Du lieber Himmel! Die fünf Sätze waren, Tags darauf, schnell heruntergeschrieben — trotzdem besorgte Gemüter mich beschworen hatten, dies psychologische Rätsel nicht zu lösen, sondern einfach den Nikita im fünften Akt von Tolstois

„Macht der Finsternis“ zu spielen, nämlich auf offenem Markte niederzufallen und Pater peccavi zu rufen. Sie waren überzeugt, daß ein Schuldbekennnis jede Diskussion über den Fall abschneiden, daß Reue auch harte Gegnerherzen erweichen, daß des ertappten Kritikers Gelöbnis, fortan auf alle fremden Federn zu verzichten, sogar seinen Brotherren erlauben würde, es weiter mit ihm zu versuchen. Ich hatte noch nie gelogen, war, bei meiner Unbeliebtheit, auf heißen Kampf gefaßt und fürchtete, mich für diesen selber zu schwächen, wenn ich mein Gewissen beschwerte. Also sagte ich:

„Die Erklärung? Mein jüngst erschienenenes Buch und mein Gedächtnis. Um das ‚Theater der Reichshauptstadt‘ zu beschreiben, dessen Entwicklung ich nur in den letzten Jahren miterlebt habe, hatte ich die Aufgabe, mir die Zeit von 1870 bis 1900 teils zum ersten Mal vor die Augen zu führen, teils aufzufrischen und mich nach Möglichkeit von ihren Stimmungen und ihrem Charakter durchdringen zu lassen. Dazu dienten mir alle erreichbaren Zeitungs- und Zeitschriftenbände aus diesen drei Jahrzehnten — Vossische Zeitung, Berliner Tageblatt, Deutsche und Neue Deutsche Rundschau, Gegenwart und Zukunft, Deutschland und Magazin, Nation und wiener ‚Zeit‘ — die ich übergewissenhaft so und so viel Stunden täglich mit überanstrengten Augen und überanstrengten Nerven durcharbeitete. Aber nach und nach während dieser Arbeit zeigten sich üble Folgen. In meinem Gedächtnis, von dessen abnormer Stärke und Zuverlässigkeit fast jeder Proben erhält, der eine Zeitlang mit mir verkehrt, schlummerten von fremden Autoren Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen, die durch die geringste Assoziation geweckt wurden und es mir in zahllosen Fällen zu meiner Qual unmöglich machten, einen eigenen Ausdruck für meinen Eindruck zu finden. Dieser Zustand des häufig erfolglosen Ringens um den eigenen Ausdruck wurde am ärgsten nach den Ferien dieses Jahres, in denen ich nachweislich bis zum letzten Tage an jenem unscheinbaren, aber unendlich mühevollen Buche gearbeitet hatte, und aus denen ich erschöpfter zurückkam als je . . .“

Dieser Erklärung wurde auf dreierlei Weise begegnet: mit Zweifel, mit Glauben und mit Unglauben. Aus unzähligen Kehlen erging eine Antwort auf die Frage: Ist solche Hypertrophie des Gedächtnisses überhaupt denkbar? Helen Keller hatte ein Märchen vom Frostkönig veröffentlicht, das vorher in dem Buch einer andern Schriftstellerin unter dem Titel ‚Die Frostelfen‘ erschienen war. Nachdem Helen Keller das Vorgelesene längst vergessen hatte, stellte es sich mit solcher Ursprünglichkeit wieder ein, daß die blinde

Schriftstellerin in den Verdacht des Plagiats geriet. Universitäts-Professoren führten analoge Fälle aus ihrer Praxis an. In der ‚Zukunft‘ stellte Carl Gustav Jung elf Zeilen von Nietzsche gegen elf Zeilen von Justinus Kerner und fügte hinzu: „Reproduziert einer wörtlich ganze Druckzeilen lang die Sätze eines andern, so darf man denen, die Plagiat schreien, zwar nicht ohne weiteres das Maul zuhalten; aber man braucht auch nicht den Menschen, dem dieses Unglück passiert ist, gleich fallen zu lassen. Die Natur hat sich nämlich bei der Einrichtung der Wiedererinnerungsfähigkeit nicht ausschließlich an die Möglichkeit des unmittelbaren und mittelbaren Wiedererinnerns gebunden; sie hat den Geistreichen und den Narren die Kryptomnesie gegeben. Das sind: psychische Vorgänge, bei denen eine automatisch schaffende Kraft verlorene Gedächtnisspuren in größern Fragmenten von photographischer Treue wiedererscheinen läßt. Der Fall Jacobsohn scheint mir viel Verwandtes mit einer Kryptomnesie zu haben; jedenfalls wüßte ich nicht zu sagen, warum es keine sein sollte. Aus diesem Vorkommnis läßt sich vielleicht ein Schluß auf die Kraft der künstlerischen Begabung und Leidenschaft Jacobsohns ziehen.“

Diesen Schluß aus diesem Vorkommnis zu ziehen, war immerhin eine spätere Sorge. Gedächtnis hin, Gedächtnis her — klang die Beschuldigung glaubhaft? Den allermeisten. Der frankfurter Kleinen Presse nicht. Sie erwog: „Für jeden einigermaßen selbständig denkenden Menschen, zumal, wenn er temperamentvoll ist, gibt es nichts Schwereres als: etwas abzuschreiben. Wie ist es also erklärlich, daß ein denkfähiger, ja nach meiner Meinung ungewöhnlich geistreicher Mensch sich niedersetzen sollte, um mit heißem Bemühen einige Sätze abzuschreiben, anstatt, was ihm viel leichter werden müßte, aus Eigenem zu geben? Ja, und weiter: Die Sache wäre vielleicht noch erklärlich, wenn das, was er stahl, ungewöhnlich gewesen wäre, erschütternde Gedanken, nach denen man lange suchen könnte. Nein, es sind weiter nichts als Sätze, wie sie jedem Kritiker leicht in die Feder fließen. Und so, meine ich, ist die Sache keineswegs geklärt: Ist es unmöglich, daß in einem mit ungewöhnlichem Gedächtnis begabten Gehirn gelesene Sätze fest genug haften bleiben, um als Reminiszenz wiederzukehren, so scheint es mir noch ungewöhnlicher, daß ein begabter, temperamentvoller Mensch mühevoll abschreibt, was . . .“ Harden ging weiter: „Ich glaube nicht, daß Jacobsohn abgeschrieben hat. Ich habe die Anklage und die Rechtfertigung geprüft und glaube, daß er unschuldig ist. Er hat über Frau Duse und Herrn Bassermann schon früher geschrieben: enthusiastisch, mit klarer Erkenntnis ihrer Wesenszüge. Warum soll er plötzlich, um sie noch ein-

mal zu charakterisieren, den Ausdruck gestohlen haben? Der Angeschuldigte sagt, sein Gedächtnis habe ihm den bösen Streich gespielt. Das klingt manchem unwahrscheinlich; mir nicht. Die ganze Gedächtniskunst, sagt Erdmann, ist eigentlich in der einen Regel enthalten: Interessiere dich! Und so weit memotechnische Anweisungen Erfolg haben, kommen alle darauf hinaus, daß, wogegen wir gleichgültig sind, mit solchem vertauscht oder verbunden werde, was uns mehr am Herzen liegt. Herrn Jacobsohn liegt nur eins am Herzen: Nur für das Theater interessiert er sich; und alles, was damit zusammenhängt, haftet fest in seinem frischen, noch nicht abgenutzten Gedächtnis. Zehnmal habe ich gehört, wie er Mauthner, den er inbrünstig bewundert, aus dessen alten Kritiken, wenn das Gespräch ihren Gegenstand streifte, ganze Absätze wörtlich hersagte. Trotzdem er 1881 geboren ist, weiß er zuverlässig, wer 1875 am Hoftheater Wallensteins Kürassiere und Duncans Kämmerlinge gespielt hat. Nichts anderes drängte sich in dieses Kindergedächtnis, dessen Umfang gar nicht einmal groß zu sein braucht. Die zur Entschuldigung angeführte Tatsache ist also erweislich wahr. Jacobsohn ist blutjung und deshalb von bewunderten Vorbildern abhängig. Er hat, wie die meisten Anfänger, Doktoren und Dichter, Komödianten, Schreiber und Kanzelredner, vieles ungeprüft übernommen; und die Herren Bahr, Brahm, Hart, Mauthner, Schlenther (und manche andre) könnten leicht wohl mit dem Finger auf die Stellen weisen, die ihnen nachgeschrieben sind. Aber zu stehlen braucht er nicht; denn er ist nicht arm. Kein Unparteiischer wird an Jacobsohns Schreibfähigkeit zweifeln; mir ist auch seine Urteilsfähigkeit gewiß. Er hat mich nach Theatervorstellungen manchmal ein Stück Weges begleitet und über Drama und Aufführung dann ein sicheres, klares Urteil gezeigt. Wenn nun einer zum Urteilen und zum Schreiben befähigt ist, hat er das Plagiiere nicht nötig. Tut er es in einer schwachen Stunde, an einem Tage der Mattigkeit trotzdem, dann wird er wohl pfiffig genug sein, sich nicht ertappen zu lassen. Täglich wird mehr abgeschrieben, als die Einfalt ahnt; doch die Spur beinahe stets sorgsam verwischt. Und Herr Jacobsohn, der schreiben kann und geschickt ist, sollte nicht imstande sein, gestohlenen Gut sicher zu hehlen, ein paar Sätze, die er gerade braucht, so umzustülpen, daß niemand ihm den Diebstahl nachzuweisen vermag? Im Grunde ist's eine Vertrauensfrage. Wenn ich meine Uhr in der Tasche eines Menschen finde, den ich kenne, für redlich halte und der mich versichert, daß ein Irrtum ihn mein Eigentum nehmen ließ, dann glaube ich ihm, mögen noch so viele Indizien gegen seine Versicherung zeugen. Ich halte Herrn Jacobsohn (und

nicht ich allein) für reinlich und würde, daß er ein Gauner ist, erst glauben, wenn mirs unzweideutig bewiesen wäre.“

Es wurde nicht bewiesen. Man schrie. Laut Hardens Zeugnis: „Dieb, Strauchräuber, elender Wicht. Vier Wochen lang hört man es schon in allen Tonarten. Die Wut will sich gar nicht erschöpfen. Ein Gezeter, als gäbe es im Holzpapierreich kein erbärmlicheres Subjekt als diesen Jacobsohn. Hundertmal ward er totgesagt, von Bekannten und Unbekannten, und doch wird immer wieder auf ihn losgedroschen.“ Eine große berliner Tages-Zeitung zeigte drei Tage nach meiner ‚Entlarvung‘ in einem längern Artikel an, daß ich verblichen sei, und brachte im Lauf eines Monats acht Publikationen des gleichen Inhalts. So weit sich diese und die unzähligen übrigen Angriffe nicht auf Schimpfwörter beschränkten, war der sachliche Einwand gegen meine Erklärung immer derselbe. Man wolle nicht völlig in Abrede stellen, daß es einem Schriftsteller von ungewöhnlich gutem Gedächtnis möglich sei, ganze Sätze eines andern unter besondern Umständen im Gedächtnis zu behalten; aber unbedingt muß er dann auch im Gedächtnis behalten, daß diese Sätze von einem andern stammen. „Müßte, nicht muß“, antwortete Harden. „Wo sichs um Funktionen feiner Hirnorgane handelt, soll man vorsichtig urteilen; irgend eine Reizung kann die Ursache von Abnormitäten werden, die der Verstand der Verständigsten auf den ersten Blick nicht begreift.“ Nur traf jener Einwand mich gar nicht. Meine Erklärung hatte gelaute: „In meinem Gedächtnis, von dessen abnormer Stärke und Zuverlässigkeit fast jeder Proben erhält, der eine Zeit lang mit mir verkehrt, schlummerten von fremden Autoren Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen, die durch die geringste Assoziation geweckt wurden und es mir in zahllosen Fällen zu meiner Qual unmöglich machten, einen eigenen Ausdruck für meinen Eindruck zu finden.“ Damals hatte ich das für klar genug gehalten. Wie hätte ich Qual zu empfinden brauchen, wenn ich mir nicht bewußt gewesen wäre, daß ich in einem gefährlichen Zustand war! Vielleicht verdiente ich Tadel, daß ich in solchem Zustand weitergearbeitet hatte. Vielleicht hätte ich mich in diesem Zustand schärfer kontrollieren müssen. Vielleicht war ich der Fahrlässigkeit schuldig. Jedenfalls hätte sich über dies und das diskutieren lassen. Aber man diskutierte nicht. Man schrie. Man zieh den Dieb, der ruhig behauptete, ein gutes Gedächtnis zu haben, obendrein der Lügenhaftigkeit, weil man sich nicht erinnerte, ein solches Gedächtnis jemals gehabt oder angetroffen zu haben. Man verdächtigte auf Grund der drei veröffentlichten Übereinstimmungen meine ganze Tätigkeit. Der Breslauer Morgenzeitung schien

das unerlaubt. „Sicher ist, daß der dreiundzwanzigjährige Siegfried Jacobsohn, den dramatische Autoren, Theaterdirektoren, Schauspieler wie den bösen Feind hassen, weil er in der Regel Recht hat, stets schon eine höchst beachtenswerte schriftstellerische Begabung gezeigt hat, die ihm die Freundschaft unsrer feinsten Köpfe eintrug. Und alles, was er bisher geschrieben, konnte er ja doch nicht abgeschrieben haben. Dazu hatten sich in den letzten Theaterwintern zu viel Dinge ereignet, die sich in dieser oder einer nur entfernt ähnlichen Form niemals konnten ereignet haben, so daß er zu deren Besprechung sicher keinerlei analoge Stellen hat aufstöbern können.“ Und Artur Schnitzler war in einem Offenen Brief an Harden überzeugt, daß „Siegfried Jacobsohn, der begeisterte Freund des Theaters, der glänzende Stilist und der unter normalen Umständen so selbständige Kritiker seine Feder bald wieder mit Glück und Ehren führen werde. Denn wenn auch ein Dutzend oder zwanzig oder hundert Stellen in seinen Kritiken nicht von ihm selbst herrühren: wie vieles bleibt trotzdem noch übrig, woraus die Fähigkeiten dieses Dreiundzwanzigjährigen unverkennbar zu uns sprechen!“ Zu uns? Es war die Minderheit. Nach ihrer Meinung war der ungeheure Tumult auch dann ungerechtfertigt, wenn ich, wie der Plagiator auf dem Bilde von Pigall, mit hervorquellenden Augen, das Buch oder den Zeitungsband neben mir, darauf losgestohlen hätte; auch dann, wenn alles, was gegen eine so bequeme Annahme sprach, auf Irrtum beruhte. „Ich würde“, erklärte Harden, „Herrn Jacobsohn auch dann nicht zum Tode verurteilen. Er bliebe mir auch dann noch ein ungewöhnlich begabter Schreiber, bliebe der Achtung würdiger als Leute, die ihre Feder vermieten und in deren Meinungsmacherei man stets das Streben spürt, sich behaglich zu betten.“ Zum Schluß fragte die Minderheit, ob ein Vergehen, um so hart bestraft zu werden, nicht irgendwie gemeinschädlich gewesen sein mußte; ob nicht wenigstens der geplünderte Schriftsteller einen Schaden gehabt haben mußte. Sei das hier der Fall? Nicht im geringsten.

\*

Der Mehrheit aber tat das alles nichts: Der Jude ward verbrannt.